

Interview Hugo Loetscher : "wir haben zu Hause drei Bücher gehabt"

Autor(en): **Schmid, Erica / Loetscher, Hugo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zeitlupe : für Menschen mit Lebenserfahrung**

Band (Jahr): **80 (2002)**

Heft 9

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-725736>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Wir haben zu Hause drei Bücher gehabt»

Er ist einer der bedeutendsten Schriftsteller der Schweiz. Die Kritik lobt Hugo Loetschers geschliffenen Sprachstil, seine blitzende Ironie, seine Weltoffenheit. Er wird 73, doch ein Leben als Pensionierter kennt er nicht.

VON ERICA SCHMID

«Der Buckel» heisst Ihr neuestes Buch, ein Sammelband mit neuen und älteren Geschichten. Wofür steht der Buckel? In diesem Band gibt es eine Geschichte von einem Manegenclown, der im Zuchthaus auftritt. Das ist die Schlüsselgeschichte mit dem Buckel als Symbol. Jeder hat so seinen Buckel. Die einen tragen ihn sehr sichtbar, die andern weniger. Gleichzeitig geht es auch um Figuren, die in der Gesellschaft irgendwo am Rande stehen, aber im Grunde gerade darum diese Gesellschaft mit einem klareren Blick sehen als jene, die mittendrin sind.

Und was bedeutet der Buckel für Sie persönlich? Man steht in dieser Gesellschaft und hat entweder das Gefühl des Dazugehörens oder des Nichtdazugehörens. Das habe ich schon als Kind so erlebt. Ich stamme aus dem Arbeitermilieu, kam aber doch ins Gymnasium. Das war damals noch sehr viel bürgerlicher geprägt als heute. Mir war, als ob ich immer etwas ausserhalb stünde. Dieses Lebensgefühl wiederholte sich in vielen Variationen und zieht sich als Thema durch. Insofern hat man einen Buckel, über den man dann unter Umständen ein Leben lang schreibt.

Sie haben früh mit Schreiben angefangen. Bereits in der Volksschule wollte ich Schriftsteller werden – nein, in dem Alter sagt man «Dichter». Dann erfuhr ich, dass berühmte Leute dabei verhungert sind. Und dachte bei mir: Nein, verhungern will ich nicht, ich will berühmt werden.

Woher denn das? Das ist mir auch ein Rätsel. Ich komme wie gesagt überhaupt nicht aus einem literarischen Milieu. Wir haben zu Hause drei Bücher gehabt: einen medizinischen Ratgeber, «Das fleissige Hausmütterchen» und eine Bibel. Dann las ich allerhand fromme Literatur und solche von Heimatschriftstellern aus der Pfarrbibliothek. Das las ich alles, weil ich glaubte, ich müsste wissen, was mir noch zu schreiben übrig blieb. Als ich eines Tages aber die Bücherfülle in der Zürcher Pestalozzibibliothek sah, war mir klar: Das kannst du gar nicht alles lesen, du stirbst, bevor du fertig wirst. So begann ich eben gleich mit dem Schreiben.

An Fantasie fehlt es Ihnen ja wirklich nicht. Das ist so eine Eigenschaft von mir – jemand erzählt mir eine Geschichte, und ich denke sofort: «Ja aber also... die

Geschichte ist gar nicht fertig.» Und ich sage: «Hör mal, jetzt erzähl ich dir, wie es auch hätte sein können.» Ich finde es lustig, etwas weiterzuspinnen, mit diesem und jenem zu verbinden oder einfach einen andern Schluss hinzusetzen. Mich lockt die andere Möglichkeit.

Ist das so, seit Sie denken können? Ja, eigentlich war das immer so, jedenfalls schon im Gymi. Ich fand einfach, man muss etwas erzählen. Und wenn das, was man sieht, nicht genügt, muss man halt noch etwas hinzufügen.

Fantasieren und schreiben als Erweiterung des Daseins schon als Kind? Womöglich. Noch heute sehe ich die Szene vor mir: Wir hatten Schwimmunterricht in der Enge draussen. Da habe ich eine Familiengeschichte erfunden, natür-

HUGO LOETSCHER

Hugo Loetscher gehört zu den Grossen der Schweizer Literatur. Geboren am 22. Dezember 1929, wuchs er als Sohn eines Mechanikers in Zürich auf. Er studierte in Zürich und Paris Politische Philosophie, Soziologie, Wirtschaftsgeschichte und Literatur. Von 1964 bis 1969 war er Mitglied der «Weltwoche»-Chefredaktion. Er schrieb und schreibt für verschiedene Medien. Seit den Sechzigerjahren ist Hugo Loetscher als freier Schriftsteller tätig und hat bis heute eine Vielzahl von Büchern veröffentlicht. Zu seinen viel beachteten Werken gehören Titel wie «Abwässer. Ein Gutachten», «Die Kranzflechterin», «Noah», «Der Immune», «Die Papiere des Immunen», «Wunderwelt. Eine brasilianische Begegnung», «Vom Erzählen erzählen» oder «Die Augen des Mandarin». Zahlreiche Auszeichnungen, darunter der renommierte grosse Schiller-Preis, sind Marksteine in seiner Biografie, ebenso seine wiederholten längeren Aufenthalte in Lateinamerika. Seit Jahren ist der Vielgereiste an verschiedenen Universitäten im In- und Ausland als Gastdozent tätig.

«Loetscher hatte Zeit zum Sitzen und ich eine leere Leinwand», sagte der Maler Varlin über seinen Freund Hugo Loetscher. Hier auf einem Gemälde von 1964.

lich eine feine, nicht eine aus einer Arbeiterfamilie. Schon da fand ich also, dass man ein wenig korrigieren und etwas Neues erzählen muss. Und alle staunten. Ich finde, das Leben ist ja grundsätzlich defizitär.

Defizitär? Nicht im negativen Sinn. Das Leben ist einfach nie vollständig. Daher kommt auch mein Interesse an den andern. Jeder lebt ja nur seine eine Möglichkeit. Ganz viele Berufe habe ich beispielsweise nicht gelebt. Deshalb brauche ich alle andern, um zu erfahren, was für Möglichkeiten in einem Menschen überhaupt stecken. Ich brauche sie, weil ich defizitär bin, nur eine Möglichkeit bin. Dazu kommt die Fantasie, die das Defizit registriert und sagt, da gäbe es noch dieses und jenes. Das interessiert mich immer wieder von neuem.

Sie wohnen in einem Single-Haushalt mitten in Zürich. Was gefällt Ihnen daran? Mitten in der Altstadt finde ich es wunderschön. Alles ist zu Fuss machbar. Ich bin gefühlsmässig ein Städter. Städte sind für mich Orte, die sehr vieles an Lebensmöglichkeiten bieten. Diese grösstmögliche Verfügbarkeit ganz vieler Dinge, die ich im Grunde gar nicht brauche, bedeutet für mich Freiheit.

Mit dem Landleben können Sie also nichts anfangen? Doch, doch. Meine Schwester und ich haben von den Eltern ein Bauernhaus im Zürcher Oberland geerbt. Das ist sehr abgelegen, das habe ich aber auch sehr gern. Ich schätze das Klima, weil es keinen Föhn gibt. Man ist für sich, bleibt ein paar Tage da, aber im Wissen: man geht auch wieder zurück. Dieses Sowohl-als-auch mag ich.

Leiden Sie unter dem Föhn? Enorm. Es ist wie eine Katerstimmung, aber ohne dass man getrunken hätte. Katerstimmung ist auch nicht Kopfweh. Man ist so niedergeschlagen, so unwohl. Solche





Das Leben ist einfach nie vollständig. Jeder lebt ja nur seine eine Möglichkeit.

Momente sind schwer für mich. Ich bin sonst lange Jahre kaum ernstlich krank gewesen.

Wie geht es Ihnen gesundheitlich? Unlängst hatten Sie ja einige schwere Operationen. Ja, 1999. Ich hatte Rückenschmerzen und dachte, das kommt vom langen Sitzen; sehr unangenehm. Man fand aber nichts. Erst eine Tomographie zeigte eine Aorta-Erweiterung im Bauchraum, was sehr gefährlich ist, weil die platzen kann. «Sie, das ist ein Notfall, Sie müssen ins Spital!», hiess es. Die Aorta-Erweiterung war das eine, Herzprobleme das andere. In einer zweiten Operation bekam ich vier Bypässe. Als Komplikation kam dazu, dass die Operationswunde am Bauch nur ungenügend heilte. Schliesslich kam ich nach Seewis GR zur Kur. Alles ging dann recht gut, bis heute eigentlich gut.

Hat sich Ihr Leben dadurch sehr verändert? Ich hatte früher einen sehr raschen, forschen Schritt. Jetzt ist es eher ein Touristenschritt – du gehst langsam und schaut da hin und dort hoch. Dafür sieht man einiges mehr. Ansonsten mache ich meine Reisen wie zuvor, ohne Probleme. Ich leiste mir nun aber gewisse Bequemlichkeiten, fliege auch mal Business und bin auch nicht mehr gleich mit vier Koffern unterwegs. Ich habe mich ange-

passt, aber grundsätzlich geändert hat sich nichts.

Wirklich? Als Freischaffender habe ich sowieso gemerkt: 65 war für mich kein Datum, kein Einschnitt, keine Altersgrenze. Ich habe weitergemacht mit allem, bis heute. Nicht, dass man so tut, als ob man das Alter nicht hätte. Es gibt Änderungen, zum Beispiel bin ich in gewissen Sachen ungeduldiger als früher, ich will einfach keine Zeit verlieren. Das Gefühl, ja nichts verpassen zu wollen, an alle Vernissagen gehen zu müssen, das ist vorbei. Ich sage mir: Du hast ja sowieso schon so viel verpasst, auf etwas mehr oder weniger kommt es nun auch nicht mehr an.

Woran arbeiten Sie im Moment? Das eine ist eine Sammlung von Aufsätzen zur Schweizer Literatur. Ich möchte einen neuen Blick auf die Schweizer Literatur werfen. Da sind auch meine Erinnerungen an Dürrenmatt drin. Das ist im Moment das Wichtigste. Daneben gibt es auch immer Gelegenheitsarbeiten. Im September halte ich Poetikvorlesungen in St. Petersburg, im Dezember werde ich eine Übersetzungswerkstatt in Mexiko leiten.

Wie ist es, wenn eines Ihrer Bücher neu erscheint? Da kribbelt es noch immer,

wenn auch nicht mehr so sehr wie früher. Nach jedem Buch bin ich jeweils verreist, noch bevor die Kritiken da waren. Nach einer Buchveröffentlichung fallen viele in eine grosse Leere. Die habe ich bewusst vermieden, ich beschäftigte mich mit etwas anderem, mit Journalismus, konnte auf Reportage gehen, einen Essay schreiben. Das war immer sehr wichtig. Nach einem Buch kann ich ja nicht gleich mit dem nächsten Roman anfangen.

Wie ist Ihr Verhältnis zu Ihren Büchern? Ich habe Kollegen, die einzelne Titel verwerfen, Max Frisch zum Beispiel konnte seine ersten zwei Bücher nicht mehr ausstehen. Ich hatte nie das Bedürfnis, eines abzulehnen. Ich stehe zu allen meinen Büchern, wenn auch auf ganz unterschiedliche Art.

Welche Bücher sind Ihnen am nächsten? Vom Sentimentalen her sind mir «Die Kranzflechterin» und «Wunderwelt. Eine brasilianische Begegnung» am nächsten. Literarisch ist es «Der Immune».

Längst ernten Sie und Ihre Bücher in der Schweiz und im Ausland begeisterte Kritik. Das war nicht immer so. Stimmt. Das zweite Buch aus dem Jahr 1964 zum Beispiel, «Die Kranzflechterin», wurde von der Kritik – der männlichen Kritik – vermöbelt, unwahrscheinlich vermöbelt. Es handelt von einer Frauenfigur, und da gibt es eine Geburt, eine Fehlgeburt und eine Abtreibung. Das sind die drei Möglichkeiten: Leben geben, Leben nicht geben können und Leben nicht geben wollen. Da kommt – zusammengezählt auf etwa zehn, zwölf Seiten – Blut vor. Wie oft ich da lesen musste, wie blutrünstig ich sei! Die Natur ist bei diesen Vorgängen ja auch blutig, und ich habe das alles brav aus Hebammenbüchern abgeschrieben. Gleichzeitig war es ein Buch, das sein Publikum gefunden hat. Und dann, eines Tages, war es plötzlich ein Buch der Frauenemanzipation, weil darin eine Mutter ein Kind ohne Mann grosszieht.

Hat Sie das geschmerzt? Gegenüber der «Kranzflechterin» hatte ich gewissermassen ein schlechtes Gewissen. Ich dachte, das Buch sei meinerwegen so verprügelt worden, ich sei schuld. Auch später hiess es immer wieder mal: Der schreibt jedes

Mal ein neues Buch, findet gar nicht zu einer rechten Sprache, was haben die Bücher miteinander zu tun? Jedes Mal ein ganz neues Buch zu schreiben, war aber gerade meine Absicht, das hat mich interessiert. Im «Immunen» ist dann jedes Kapitel auch noch auf eine neue Art erzählt. Da hiess es dann: Das ist eben typisch für ihn, dass er nicht typisch ist.

«Der Immune» ist eines Ihrer Hauptwerke. Was heisst immun? Das heisst, an den Gefühlen nicht zerbrechen. Der Immune sagt einmal: Was wären das für grossartige Zeiten, wenn ich mit all dem, was passiert, mitfühlen und vollkommen mitgehen könnte und mich nicht die ganze Zeit wehren oder auch schützen müsste. Die Frage ist: Wie halte ich das aus, wie meistere ich das überhaupt? Wie komme ich da durch, nicht nur im wirtschaftlichen Sinn, sondern auch intellektuell und gefühlsmässig? Wenn ich daran denke, was allein an Bildern des Elends jeden Tag auf uns zukommt...

Früher war es «Der Immune». In Ihrem jüngsten Roman «Die Augen des Mandarin» ist es der Perplexe. Inwiefern sind auch Sie perplex, überrascht, verwirrt? Ich sehe mich oft konfrontiert mit Dingen, die ich im Moment nicht verstehe. Ein Ideologe ist in dem Sinne nie perplex. Der weiss genau, so und so ist es. Da sind die Guten, und da sind die Bösen, mit diesem Raster macht er Politik. Der Perplexe sagt: Was soll jetzt das wieder? Und wundert sich, was alles zur Welt gehört. Der «Mandarin» ist für mich deshalb ein ganz wichtiges Buch. Da habe ich versucht, etwas darzustellen, was ich ein heutiges Bewusstsein nenne. Wir springen doch unentwegt von der einen Sache zur andern. Und meine Frage war: Kann man das auch erzählen und darstellen?

Dieses Nebeneinander? Ja, dieses Gleichzeitige, dieses Nebeneinander von Zeiten und Kulturen. Diese Nichtgeschlossenheit einer Sache macht unsere Realität aus. Zum einen sind wir in einer Zeit des Wirrwarrs, zum andern ist es eine faszinierende Zeit. Von einer ganzen Welt Kenntnis nehmen zu können, das ist etwas Neues, das ist eine Entwicklung dieser Zeit. Gleichzeitig aber sind wir noch nicht programmiert, um das alles so ohne weiteres verarbeiten zu können.



BILDER IREN MONTI

Der Perplexe sagt: Was soll jetzt das wieder? Und wundert sich, was alles zur Welt gehört.

Mit 73 habe ich nicht mehr so unendlich viele Jahre zur Verfügung, würde aber sehr gerne noch wissen, in welche Richtung das geht. Kommt man irgendwie zusammen oder führt es in die Katastrophe?

Zusammenkommen, wie meinen Sie das? Zusammenkommen, im Sinne eines Miteinanders. Gibt es ein Weltbewusstsein, das positiv ist, sodass wir vorerst einmal nebeneinander existieren können? Was nicht selbstverständlich ist, wenn ich an die Religionen denke. Könnten die sich zumindest nebeneinander dulden? Wie weit geht die gegenseitige Beeinflussung? Entsteht etwas Neues, etwas Schöpferisches, und, wenn ja, wie? Das wären meine Fragen.

Mit gut 20 haben Sie geschrieben, ein Drittel des Lebens sei günstigenfalls passé. Wie sehen Sie das heute, mit fast 73? Ich mache einfach so weiter. Was mein «Werk» betrifft, um dieses feine Wort zu gebrauchen, da gibt es die Bücher, deren Zukunft auch vertraglich bereits geregelt ist. Und dann habe ich jemanden, mit dem ich meinen Nachlass mit all den Aufsätzen und Reiseberichten gesichtet habe. Wir diskutieren und schauen, wie eine Publikation etwa aussehen könnte. Insofern habe ich meinen Nachlass geordnet und einen Teil in ein Archiv ge-

geben. Nicht alles, einen Teil brauche ich noch zum Arbeiten. Mir schwebt ja noch einiges vor, ich habe noch allerlei im Kopf...

BUCHTIPPS FÜR EINSTEIGER

Hugo Loetscher.
Der Waschküchenschlüssel oder Was – wenn Gott Schweizer wäre. Loetschers amüsanter Glossenband über helvetische Eigenheiten ist seit Jahren beliebt.
Diogenes Verlag, 1988. 176 Seiten, CHF 12.90

Alice Vollenweider, Hugo Loetscher.
Kulinaritäten. Ein Briefwechsel über die Kunst und die Kultur der Küche. Im witzig-heiteren Pingpongspiel werden einem eine Menge kulinarischer Köstlichkeiten serviert.
Diogenes Verlag, 1991. 144 Seiten, CHF 12.90

Hugo Loetscher.
Der Buckel. Geschichten. Der Sammelband gibt einen schönen Rückblick auf sein Schaffen.
Diogenes Verlag, 2002, 224 Seiten, CHF 32.90

Den Bestelltalon finden Sie auf Seite 68.